

Rebecca Maskos: Leidmedien – Menschen mit Behinderungen in den Medien

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 15.04.2013

Liebe Leute vom ZeDiS, liebe Zuschauer_innen und Zuhörer_innen,

vielen herzlichen Dank für die Einladung zur Ringvorlesung. Ich freue mich, Ihnen und euch das Projekt Leidmedien.de vorstellen zu können – eine Website des Berliner Vereins Sozialhelden e.V. Die Idee und Initiative zu Leidmedien.de hatte Sozialhelden-Vorstand Raúl Krauthausen, selbst Rollstuhlfahrer und oft Interviewpartner für verschiedene Medien. „Wieso behaupten die Medien eigentlich ständig, dass wir Menschen mit Behinderung ‘leiden’, ‘tapfer unser Schicksal meistern’? Oder sind erstaunt, dass wir ‘trotz der Behinderung’ ein ‘normales Leben’ führen? Wenn die Medien soviel beeinflussen, dann stellt sich doch die Frage, wie wir sie verändern können“, sagt Krauthausen. Leidmedien.de soll deshalb typische Sprachklischees und stereotype Medienrepräsentationen von Behinderung in Frage stellen und Alternativen vorschlagen. Die Website ist ein praxisnaher Online-Ratgeber, der vor allem Journalist_innen und Medienschaffenden Tipps geben soll, wie sie weniger einseitig und diskriminierend über behinderte Menschen berichten können. Als Projektleiterin und Redakteurin habe ich Leidmedien.de mit auf den Weg gebracht und bin nun beratend für das Leidmedien-Team, bestehend aus der jetzigen Projektleiterin Lili Masuhr, Andi Weiland und Raúl Krauthausen, tätig. Ich werde im ersten Teil des Vortrags von Leidmedien.de und seinen Hintergründen erzählen und dann näher darauf eingehen, warum sich Klischees in der Darstellung behinderter Menschen immer noch halten und welche Funktionen sie möglicherweise erfüllen (sowohl in non-fiktionalen als auch in fiktionalen Formaten).

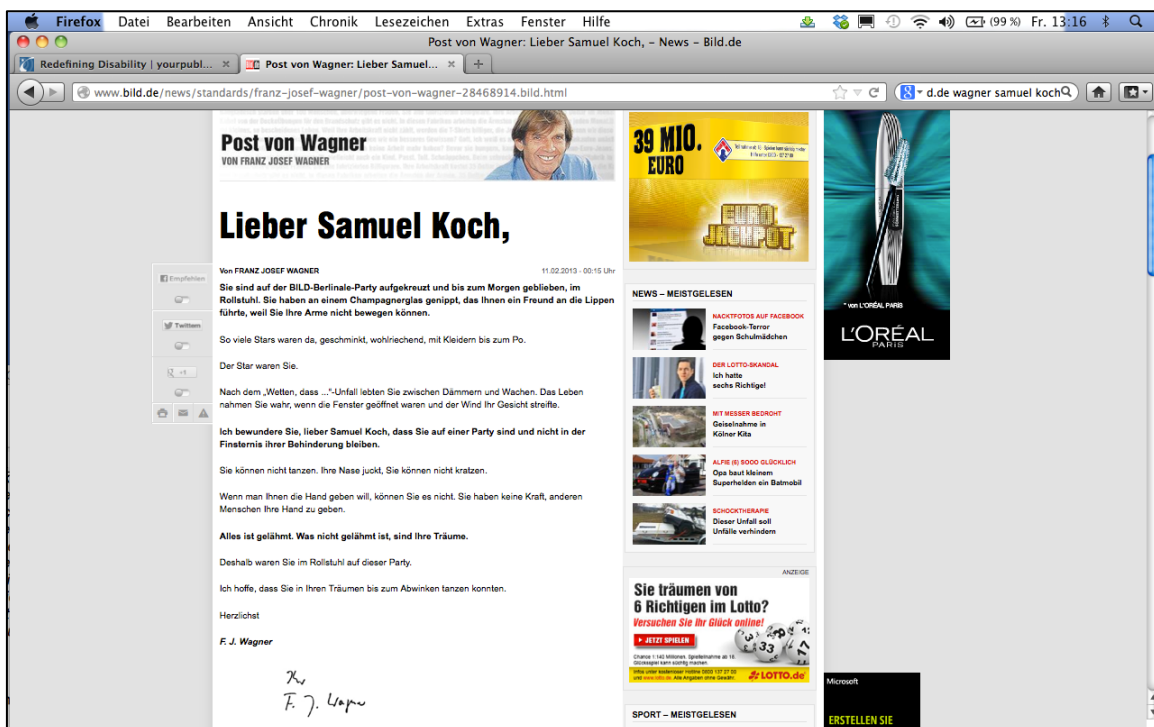
Dazu „springe“ ich jetzt gleich mal in eine erste Klischeedarstellung „rein“.

Im Februar besuchte ein junger Schauspieler eine VIP-Party bei der Berlinale. Das wäre eigentlich nicht weiter erwähnenswert, hätte er nicht zwei Jahre zuvor bei einer Wette in der TV-Show „Wetten, dass“ einen spektakulären Unfall gehabt und wäre er deshalb nicht vom Hals ab querschnittgelähmt. Samuel Kochs Genesung, seine weiteren Lebenspläne, sein „Schicksal“ waren ein gefundenes Fressen für all jene Medien, die sich auf die narrative Reihung „Sturz eines Helden – Drama – Tragödie – Auferstehung – neues Heldentum“ spezialisiert haben. BILD-Autor Franz-Josef Wagner brachte Samuel Kochs Partyteilnahme das perfekte Thema für seine Kolumne „Post von Wagner“ (BILD 2013, 11.02.2013):

„Lieber Samuel Koch,

Sie sind auf der BILD-Berlinale-Party aufgekreuzt und bis zum Morgen geblieben, im Rollstuhl. Sie haben an einem Champagnerglas genippt, das Ihnen ein Freund an die Lippen führte, weil Sie Ihre Arme nicht bewegen können. So viele Stars waren da, geschminkt, wohlriechend, mit Kleidern bis zum Po. Der Star waren Sie. Nach dem „Wetten, dass...“-Unfall lebten Sie zwischen Dämmern und Wachen. Das Leben nahmen Sie wahr, wenn die Fenster geöffnet waren und der Wind Ihr Gesicht streifte. Ich bewundere Sie, lieber Samuel Koch, dass Sie auf einer Party sind und nicht in der Finsternis ihrer Behinderung bleiben. Sie können nicht tanzen. Ihre Nase juckt, Sie können nicht kratzen. Wenn man Ihnen die Hand geben will, können Sie es nicht. Sie haben keine Kraft, anderen Menschen Ihre Hand zu geben. Alles ist gelähmt. Was nicht gelähmt ist, sind Ihre Träume. Deshalb waren Sie im Rollstuhl auf dieser Party. Ich hoffe, dass Sie in Ihren Träumen bis zum Abwinken tanzen konnten. Herzlichst, F. J. Wagner

„Die Finsternis der Behinderung“, „Alles ist gelähmt.“, „Was nicht gelähmt ist, sind Ihre Träume“ – in Wagners Welt ist Behinderung gleichbedeutend mit einem Fluch, der zu absoluter Passivität und Depression verdammt. Samuel Koch ist für ihn ausschließlich durch seinen Status als Opfer seiner Behinderung definiert. Für Wagner scheint ein Leben mit Behinderung nicht lebenswert. Umso unfassbarer für ihn, dass so ein „Verdammt“ einfach auf eine Party geht – einen Ort, an den Opfer nicht hingehören.



Für Leute wie Wagner ist es unvorstellbar, dass Menschen mit Behinderung ein ganz normales Leben haben können – inklusive Spaß, Alkoholrausch und Sexualität. Würde Wagner nur öfter mal

US-Fernsehserien schauen, würde er sich erstaunt die Augen reiben darüber, dass dort manchmal sogar im Boulevard ein differenzierteres Bild von Behinderung gezeichnet wird. Jüngstes Beispiel ist die Serie „Push Girls“, eine Reality Show mit vier Frauen mit Behinderung, darunter Ex-Models und Tänzerinnen, eine Art „Sex and the City“ im Rollstuhl – momentan zu sehen auf dem Sender Sixx und dem Online-Angebot des Senders. Ihr Motto „Wenn Du nicht aufstehen kannst, dann fall auf!“.



Die Push-Girls lassen sich von der Kamera begleiten bei allem, was das Leben in ihrer Stadt Los Angeles wohl auszeichnet – so möchte uns die Serie zumindest weismachen. Sie flirten sich durch Hollywood, quatschen über Klamotten, Casting-Termine und Geldsorgen. Man mag den oberflächlichen Glamour unrealistisch finden – gemessen an Wagners Mitleids-Narrativ aber ist die Serie „Push Girls“ erstaunlich progressiv und alltagsnah.

Zwischen den Extremen Wagner-Kolumne und Push Girls scheint in der aktuellen Medienlandschaft also vieles möglich, wenn es um das Thema Behinderung geht. Medien sind ein Spiegel der Gesellschaft und eine zentrale Plattform ihrer Kultur, und als solche reflektieren sie den Umbruch, in dem sich der kulturelle Status behinderter Menschen gerade befindet. Journalist_innen und Medienschaffenden kommt deshalb nicht erst seit der UN-Behindertenrechtskonvention (BRK) eine besondere Verantwortung zu (vgl. Renggli 2004 und 2006; Bosse 2006). Denn den überwiegenden Teil ihres Wissens über Behinderung erhalten Menschen in der westlichen Welt ausschließlich aus den Medien – mangels „echten“ Begegnungen mit behinderten Menschen. Repräsentant_innen der Behindertenbewegung und der Disability Studies weisen darauf schon lange hin und kritisieren die stereotype Art und Weise, in der die Medien behinderte Menschen darstellen (vgl. Sandfort

1982; Barnes 1992; Linton 1998). Durch Artikel 8 der Behindertenrechtskonvention bekommen sie seit 2008 Rückenwind: Staaten, die die BRK unterzeichnet haben, verpflichten sich „Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen, einschließlich aufgrund des Geschlechts oder des Alters, in allen Lebensbereichen zu bekämpfen“ und außerdem „... alle Medienorgane“ aufzufordern, „... Menschen mit Behinderungen in einer dem Zweck dieses Übereinkommens entsprechenden Weise darzustellen“.

Doch Journalist_innen und Medienschaffende schauen nicht in Gesetzestexte, bevor sie ihre Texte schreiben, und ihnen sind Aufforderungen aus der Politik auch eher egal. Das soll nicht heißen, dass der Artikel 8 der UN-BRK wirkungslos ist – Politik hat durchaus Möglichkeiten, auf die Berichterstattung einzuwirken, zum Beispiel über die Rundfunkräte. Journalist_innen jedoch ist vor allem erstmal wichtig, dass ihre Geschichten Beachtung finden und aufmerksam gelesen, gehört oder gesehen werden. Dafür müssen sie die Rezipient_innen „hineinziehen“ in die Geschichte, sie emotional erreichen. Das funktioniert besonders gut über Personalisierung: Themen werden an Einzelpersonen, dem oder der Protagonist_in, aufgezogen, damit die Geschichte einen roten Faden hat und den Rezipient_innen eine Identifikationsfläche angeboten wird. Fast alle elektronischen Medien nutzen Protagonist_innen für ihre Geschichten, besonders das Fernsehen ist auf sie fokussiert. In vielen Redaktionen wird unter der expliziten Anordnung der Hausleitung gearbeitet, keine Geschichte ohne Protagonist_in zu machen. Gerade bei allen Geschichten rund um das Thema Behinderung ist eine behinderte Person ein beliebtes Vehikel, um Informationen anschaulich zu präsentieren – trockene Gesetzestexte, Bauverordnungen und Inklusionsbeschlüsse seien ansonsten „zu weit weg“ von der Lebensrealität der „normalen“, nichtbehinderten Rezipient_innen (vgl. Bosse 2006).

Besonders die Personalisierung bietet reichlich Möglichkeiten, Behinderung einseitig und klischeehaft darzustellen. Oft ist es den Schreibenden nicht bewusst, dass behinderte Menschen sich in ihren Formulierungen nicht wieder finden. Medienprodukte spiegeln nahezu ausschließlich eine nicht behinderte Perspektive – es wird über behinderte Menschen geschrieben, und die Adressaten sind wiederum Nichtbehinderte, deren oft bereits bestehende stereotype Wahrnehmung durch die Medienprodukte bestätigt wird. So vermutet Peter Radtke als gedanklichen Hintergrund der zumeist nicht behinderten Journalist_innen: „‚Wenn ich so wäre wie dieser Mensch, würde ich so und so empfinden.‘ Tatsächlich aber steckt der nichtbehinderte Journalist nicht in der Haut des Menschen mit Behinderung. Folglich trifft auch seine Schlussfolgerung nur in den seltensten Fällen zu. Nachdem auch die Leser, Radiohörer oder Fernsehteilnehmer in der Regel nichtbehindert sind, halten sie die Projektion des Außenstehenden für durchaus nachvollziehbar und machen sie sich für ihr Menschenbild von Personen mit Behinderungen zu eigen. Hieraus ergibt sich die paradoxe Situation, dass die Berichterstattung zu Behindertenthemen mitunter eher der Vorstellung der Nichtbetroffenen vom Alltag behinderter Menschen entspricht als der tatsächlichen Situation.“ (Radtke 2003).

Behinderte Menschen werden in diesem Prozess sprachlich immer wieder auf ihre Behinderung reduziert und zu fortwährend Leidenden gemacht, durch Formulierungen wie „er ist an den Rollstuhl gefesselt“, „sie meistert ihr schweres Schicksal mit sehr viel Lebensmut“ oder „eine tragische Krankheit macht ihn zum Pflegefall“. Es sind manchmal nur einzelne Wörter, die einer Aussage einen Dreh ins Mitleidige geben: Zum Beispiel die Formulierung „sie leidet an einer Krankheit oder Behinderung“ – unhinterfragt wird so immer wieder Behinderung mit Leiden gleichgesetzt. Oder „trotz ihrer/seiner Behinderung“ – eine beliebte Wendung, um – wohlmeinend – darzustellen, dass Behinderung nicht das Ende des Lebens ist, die aber immer unterstellt, dass Behinderung eine per se negative Lebenserfahrung ist.

Die Website Leidmedien.de versammelt solche Formulierungen und ihre Alternativen, zusammen mit vielen positiven und negativen Medienbeispielen. Ein Glossar („Begriffe von A – Z“) geht auf einzelne Wörter ein und gibt eine Einschätzung zur Verwendung von zum Beispiel „Behinderter“, „Taub“, „Mensch mit Beeinträchtigung“, „Geistig Behinderte“ und „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ in einem aktuellen Kontext. Außerdem thematisiert Leidmedien.de verschiedene Herangehensweisen an das Thema – z.B. ob Menschen mit Behinderung in Berichten „verkindlicht“ werden, nur mit dem Du statt mit dem Sie angesprochen oder als „Schützlinge“ bezeichnet werden, oder gar nicht erst mit ihnen selbst, sondern nur mit Angehörigen über sie gesprochen wird. Oder ob die jeweilige Behinderung dramatisiert dargestellt wird und nur die damit verbundenen „Defizite“ ins Zentrum des Beitrags gerückt werden. Journalist_innen und Blogger_innen mit Behinderungen kommentieren in Gastbeiträgen auf Leidmedien.de Medienbilder von Behinderung und formulieren Wünsche an Medienschaffende. Zusätzlich bekommen Journalist_innen auf Leidmedien.de eine Menge Recherchetipps, – von historischen Hintergründen, Zahlen und Daten bis hin zu Adressen von Ansprechpersonen und Themenideen.

Online gegangen ist Leidmedien.de im August 2012 – etwa zeitgleich mit dem Start der Paralympics in London. Nicht nur wegen dieser thematischen Überschneidung war die Resonanz sehr groß, auch von Journalist_innen wird die Seite gelesen. Leidmedien.de scheint einen „Nerv getroffen“ zu haben in einem kulturellen Wandel, in dem stigmatisierende Bilder von Behinderung nicht mehr „zeitgemäß“ zu sein scheinen.

Leidmedien.de gibt Journalist_innen und Medienschaffenden Tipps für eine nicht entwertende, pathologisierende oder voyeuristisch-dramatisierende Sprache. Zum Beispiel: Statt des gebetsmühlenartigen „trotz der Behinderung“ ist die Formulierung „jemand tut Dinge ‚mit‘ der Behinderung“ neutraler, sagt aus, dass die Behinderung nur eine von viele Facetten im Leben ist. Leidmedien.de will dennoch keine „Sprachrezepte“ liefern und beansprucht keine Deutungshoheit – schließlich ist Sprache ständig im Wandel (vgl. Felkendorff 2003). So taugt der einst als Euphemismus erfundene Begriff „behindert“ mittlerweile zur Beschimpfung unter Jugendlichen. Leidmedien.de gibt sich auch nicht der Vorstellung hin, dass Diskriminierung allein durch Sprache bekämpft werden kann – im

Gegenteil besteht die Gefahr, dass ausgrenzende Lebensbedingungen wie Heimunterbringung durch eine „politisch korrekte“ Sprache verklärt werden (etwa in „stationäres selbstbestimmtes Leben“). Dennoch hat Sprache Auswirkungen auf Denken und Bewusstsein – und Leidmedien.de will über den Weg der Bewusstseinsbildung einen Teil zu einer inklusiveren Gesellschaft beitragen.

Und dieser Weg scheint noch lang zu sein. Auch wenn Texte wie die von Bildkolumnist Wagner fast schon anachronistisch erscheinen in einer Medienwelt, die seit einigen Jahren vielfältiger über das Thema Behinderung berichtet, sie zeigen doch sehr anschaulich den Kern des kulturellen Bildes behinderter Menschen: Behinderung wird mit Leiden gleichgesetzt, behinderte Menschen werden zu Opfern. Demgegenüber stehen die behinderten Held_innen, oder „Trotzdem-Menschen“, wie Christian Mürner (2003) sie nennt: Sie haben es geschafft, über ihre Behinderung hinauszuwachsen – sie lassen sich in „bewundernswerter Weise“ nicht „von der Behinderung aufhalten“ und leisten Großartiges. Das sind zum Beispiel behinderte (Leistungs-)Sportler_innen und Paralympics-Athlet_innen, Firmenchef_innen oder Künstler_innen mit Behinderung oder andere „Elitebehinderte“ (Schönwiese 2007, S. 49). Sie führen den Nichtbehinderten vor: Seht her, sogar die Behinderten schaffen es, lasst euch mal nicht so hängen! Indes sind aber die meisten der hoch bewerteten Leistungen etwas für viele behinderte Menschen völlig Alltägliches – arbeiten zu gehen, einzukaufen, einen Partner oder Kinder zu haben.

Hier zeigt sich, dass Helden und Opfer genau genommen keine gegenüberstehenden Pole sind, sondern Teil derselben narrativen Figur: Behinderung ist und bleibt das „schwere Schicksal“, teilweise schlimmer als der Tod – deshalb umgibt alle die, die ihr Leben „trotz“ Behinderung genießen, den Glorienschein von Heiligen und Engeln. In beiden Fällen jedenfalls wird Behinderung individualisiert – Behinderung als soziales Verhältnis im Kontext von gesellschaftlichen Barrieren und Zugang zu Ressourcen wird ausgeblendet, stattdessen wird sie als rein körperliches bzw. geistiges Phänomen gelesen. In den Worten von Tom Shakespeare: „Mediendarstellungen entpolitisieren die Kämpfe behinderter Menschen, indem sie immer eine individualisierte Perspektive einnehmen, Behinderung ausschließlich als persönliches Unglück in den Blick nehmen“ (Shakespeare 1994, 284).

Der zweiseitigen Leidmedien-Aufteilung der Darstellungsweisen in „Opfer und Held_in“ – oder wie es Peter Radtke formuliert – „Bettler und Batman“ stehen in der Literatur zum Thema kulturelle Repräsentation von Behinderung weit detailliertere Taxonomien zur Seite. Colin Barnes beispielsweise hat elf verschiedene kulturelle Bilder behinderter Menschen ausgemacht: Die behinderte Person als bemitleidenswert, als Opfer von Gewalt, als böse und hinterhältig, als seltsame Kuriosität, als „Superkrüppel“, als Objekt des Spotts, als ihr eigener schlimmster Feind, als Last für die Gesellschaft, als sexuell abnormal, als unfähig zur gesellschaftlichen Teilhabe und schließlich – als „normal“. Auf ähnliche Art und Weise unterscheiden Gisela Staube und Heike Zirden im Begleitband zur Ausstellung „Der (im)perfekte Mensch“, gezeigt im Jahr 2000 im Dresdener Hygienemu-

seum, zwischen zehn verschiedenen Blicken auf Behinderung: Der staunende, medizinische, vernichtende, mitleidige, bewundernde, instrumentalisierende, ausschließende und der fremde Blick, das Portrait und der Eigenblick.

Cornelia Renggli stellt mit Rosemarie Garland Thomson dar, dass die verschiedenen Blicke auf Behinderung im Kern ein Hinauf- oder Hinabschauen auf Behinderung sind – entweder in verachtend-entmenschlichender und bemitleidender oder in bewundernder, verklärender Art und Weise (Renggli 2004). Ich würde noch früher ansetzen mit der Analyse: Unabhängig vom jeweiligen Gehalt des Blicks auf Behinderung haben das Sprechen und Schreiben über und die Zurschaustellung von Behinderung selbst Gründe, die einen Zusammenhang mit der westlichen Kultur und der von ihr hervorgebrachten Subjektivitäten haben.

Denn obwohl es so scheint, dass Behinderung ein in der westlichen Kultur marginalisiertes Thema ist – Behinderung als Metapher finden wir überall. David Mitchell und Sharon Snyder zeigen anhand vieler Beispiele aus der Literaturgeschichte, wie behinderte Charaktere als Vehikel genutzt werden, um kulturelle Vorstellungen von Normalität zu stützen (vgl. Mitchell/Snyder 2001; Seeßlen 2003). Sie stehen nicht als vielschichtige, individuelle Charaktere für sich, sondern sind Symbole für etwas Drittes – Mitchell und Snyder nennen dies „narrative prosthesis“. Sie werden weniger als aktiv handelnde Subjekte, sondern als passive Objekte gezeichnet (Shakespeare 1994, 287). Volker Schönwiese versteht sie als Transformationssymbole, als „Zwischenwesen ... die Identität nur darüber erhalten, dass sie für bestimmte (alltags-)kulturelle Zwecke zur Verfügung stehen.“ (Schönwiese 2007, S. 60).

Autoren wie Schönwiese und Shakespeare sehen als Hintergrund von kulturellen Repräsentationen die Angst vor Behinderung (vgl. Schönwiese 2007; Shakespeare 1994). Mit Bezug auf Autor_innen wie Susan Sontag, Roland Barthes, Paul Longmore und Jacques Lacan zeichnet Tom Shakespeare nach, wie behinderte Charaktere Angst erzeugen und ihre Verobjektivierung wiederum angstreduzierend wirkt. Paul Longmore schreibt: „Behinderung passiert um uns herum öfter als wir es erkennen und beachten, und wir hegen unausgesprochene Ängste vor der Möglichkeit, behindert zu werden, - wir selbst oder eine uns nahe stehende Person. Wovor wir uns ängstigen, das stigmatisieren und meiden wir häufig und manchmal wollen wir es zerstören. Populäre Medienbeiträge spielen auf diese Ängste und Vorurteile an, behandeln sie dabei nur schräg und bruchstückhaft, bemüht, dass wir uns unserer selbst vergewissern können.“ (Longmore 1987, 66).

Das bedeutet, wenn man Tom Shakespeare folgt, – Behinderung macht Angst und diese Angst muss kontrolliert werden, und das geht am besten, wenn behinderte Charaktere als Objekte erscheinen, nicht als Subjekte mit Willen und Autonomie. Besonders in Mitleids-Narrativen wird das sichtbar, schreibt Tom Shakespeare mit Bezug auf psychoanalytische Theorie: „Wohltätigkeitsorganisationen zeigen extrem erniedrigende Bilder von behinderten Menschen, um bei ‘normalen Menschen’ Mitleid und Mitgefühl zu erzeugen, damit sie Geld spenden. Mitleid ist ein Ausdruck von

Überlegenheit: Es kann auch die Kehrseite sein von Hass und Aggression, wie der post-strukturalistische Psychologe Lacan ... schreibt. ... Behinderte Menschen ermöglichen nicht behinderten Menschen, sich gut zu fühlen: Indem sie behinderte Menschen erniedrigen, können sie sich machtvoll und großzügig fühlen.“ (Shakespeare 1994, 287f). Für Shakespeare hat die Form der Verobjektivierung behinderter Menschen in vielen Darstellungsweisen Ähnlichkeit mit der Darstellung von Frauen in der Pornographie: „In beiden Fällen fokussiert sich der Blick auf den Körper, der passiv und verfügbar ist. In beiden Fällen werden besondere Aspekte des Körpers übertrieben hervorgehoben: Sexuelle Körperteile in der Pornographie oder ‚fehlerhafte‘ Körperteile im Fall der Wohltätigkeitswerbung. In beiden Fällen sollen die Zuschauer manipulativ zu einer emotionalen Reaktion gebracht werden: Verlangen im Fall von Pornographie, Angst und Mitleid im Fall der Wohltätigkeitswerbung“ (Shakespeare, mit Bezug auf David Hevey, 1994, S. 288).

Kein Zufall also, dass die behinderte britische Bloggerin Stella Young von „disability porn“ spricht und damit die Held_innendarstellungen behinderter Menschen in der britischen Werbung meint (Young 2012). Beim umgedrehten Held_innenbild wird die Angst allerdings weniger kontrolliert als negiert: Behinderte „Macher_innen-Charaktere“ gaukeln vor, dass Behinderung doch „gar nicht so schlimm“ ist; vor allem, indem die sozialen Barrieren ausgeblendet werden, wird ein verzerrtes, aber beruhigendes Bild gezeichnet.

Die Kontrolle von Angst als Hintergrund für stereotype Bilder behinderter Menschen finden viele Autor_innen auch in der Analyse anderer kultureller Repräsentationen. Beispielsweise wurden die Jahrhunderte hindurch behinderte Menschen ausgestellt als „Monster“ in Kuriositätenkabinetten und Wunderkammern oder später in der Moderne in Freakshows. In den Betrachter_innen lösten die Ausgestellten eine Mischung aus Horror und Faszination aus (vgl. Grosz 1996; Mürner 2003; Dederich 2007). Rosemarie Garland Thomson schreibt: „Indem sie die Grenzen des Menschlichen und die Geschlossenheit der scheinbar natürlichen Welt in Frage stellen, erscheinen monströse Körper als reizvoll, verschmelzen das Schreckliche mit dem Wunderbaren, gleichen das Abstoßende aus mit dem Anziehenden“ (Garland Thomson 1996, S. 3). In den Freak- oder Sideshow wurden auf US-amerikanischen Jahrmärkten des 19. Jahrhunderts auf sensationalistische Weise Menschen mit ungewöhnlichen Körpern präsentiert – armlose Wunder, Hermaphroditen oder „der kleinste Mann der Welt“ – immer begleitet von einer spektakulären (in der Regel frei erfundenen) Lebensgeschichte. Garland Thomson beschreibt, wie die Protagonist_innen der amerikanischen Freakshow halfen, ein festeres Bild des „normalen Amerikaners“ zu kreieren – das in der beginnenden Industrialisierung und im „Melting Pot“ der USA alles andere als eindeutig war (und natürlich auch immer noch nicht ist). Die Freaks dienten als normative Folie, als Projektionsfläche für „das Abnormale“, was die Betrachter_innen zu „den Normalen“ werden ließ. „Die kulturelle Leistung der Freakshow ist, die physische Besonderheit des Freaks in einen hypervisiblen Text zu verwandeln, gegen den der ununterscheidbare Körper des Betrachters zu einem scheinbar neutralen, folgsamen, unverwundbaren Instrument des autonomen Willen schwindet, passend für die abstrak-

ten, bürgerlich-demokratischen Institutionen“ (Garland Thomson 1996, S. 10).

Die Freaks, Monster und Behinderten scheinen zu den ultimativen „Anderen“ zu werden, – die den Spiegel hinhalten, damit die „Nicht-Anderen“ sich ihrer Normalität versichern können. Und die Anderen werden dringend gebraucht, weil ihre Normalität der „Nicht-Anderen“ ständig wackelt, und weil sie einen Teil des „Anderen“ auch in sich tragen – und weil es einen gesellschaftlichen Druck gibt, „normal“, „gesund“ und „nichtbehindert“ zu sein – „compulsory able bodied“, zu deutsch „zwangsnichtbehindert“, wie es Robert McRuer es nennt. Die Konstruktion des Anderen als Hilfsmittel zur Konstruktion von Normativität ist oft auch Teil der Analyse anders gelagerter sozialer Phänomene und Diskriminierungsformen, wie z.B. Rassismus (das konstruierte Schwarz-Sein als das „Andere“, genutzt für die Konstruktion von Weiß-Sein) und Sexismus (konstruierte Weiblichkeit als das „Andere“ zur Herstellung von Männlichkeit) (vgl. Tervooren 1997). Tom Shakespeare tourt in seinem Text durch die Philosophie des „Anderen“, von Sartre, Hegel, Barthes, Foucault bis Jordano, und bleibt lange bei Simone de Beauvoir, die er wie folgt zitiert: „Sobald das (*männl. RM*) Subjekt sich selbst bestätigen will, ist der Andere, der ihn beschränkt und leugnet, dennoch eine Notwendigkeit für ihn: Er erreicht sich selbst nur durch diese Realität, die er nicht ist, die etwas anderes ist als er selbst.“ (de Beauvoir, zit. n. Shakespeare 1994, S. 292).

So sieht Shakespeare behinderte Menschen kulturell in der Rolle derjenigen, die eine Selbstvergewisserung für die nicht behinderte Identität bieten – ob sie wollen oder nicht. Immer mehr behinderte Menschen gefällt diese Rolle jedoch nicht mehr.



Mit neuen, provokanteren Medien-Darstellungen im Rücken – wie z.B. der Paralympics-Show des britischen Senders Channel 4 von 2012, die mit dem Titel „Meet the Superhumans“ und ihrem dazugehörigen Trailer ironisch die Freakshow wieder auferstehen lässt – melden sich behinderte Autor_innen auch zunehmend selbst zu Wort. Vor allem Blogs bieten dafür eine Plattform, und diese klopfen den Journalist_innen auch mal auf die Finger. So gelang es autistischen Blogger_innen im Dezember 2012, Spiegel Online zu einer Revision ihrer falschen Verwendung des Wortes „autistisch“ zu bringen. Spiegel Online hatte über den Grundschulattentäter der US-Stadt Newtown berichtet und seine Tat unumwunden mit (vermutetem!) Autismus begründet.

Shitstorms und Bloggerinitiativen können wahrscheinlich nur einen Teil des Wandels des Bilds behinderter Menschen in den Medien bewirken. Momentan sieht es so aus, als wenn nur die Leistungsfähigen ein Anrecht auf eine alltagsnahe Darstellung haben – siehe „Push Girls“ (vgl. Bosse 2006). Doch es bleibt spannend – und ich hoffe auf wirklich inklusive Formate mit weniger „hippen und leistungsfähigen“ Protagonist_innen, – zum Beispiel die Sitcom in der Behindertenwerkstatt oder die Daily Soap im Pflegeheim.

Literaturverzeichnis

Barnes, Colin (1992) „Disabling Imagery & The Media. An Exploration Of The Principles For Media Representations Of Disabled People“. Halifax: The British Council of Organisations of Disabled People and Ryburn Publishing Ltd.

Bosse, Ingo (2006) „Behinderung im Fernsehen. Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung“, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag

Dederich, Markus (2007) „Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies“, Bielefeld: Transcript Verlag

Felkendorff, Kai (2003) „Ausweitung der Behinderungszone: Neuere Behinderungsbegriffe und ihre Folgen“, in: Cloerkes, G. (Hrsg.) (2003) „Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen“, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 25-52

Garland Thomson, Rosemarie (1996) (Hrsg.) „Introduction: From Wonder to Error – A Genealogy of Freak Discourse in Modernity“, in: dies. „Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body“, New York: New York University Press, S. 1-19

- Grosz, Elizabeth (1996) „Freaks as/at the Limit“, in: Garland Thomson, R. (1996) (Hrsg.). „Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body“, New York: New York University Press, S. 55-66
- Linton, Simi (1998) „Claiming Disability: Knowledge and Identity“, New York: New York University Press
- Longmore, Paul K. (1987) „Screening Stereotypes: Images of Disabled People in Television and Motion Pictures“, in: Gartner, A.; Joe, T. (1987) (Hrsg.) „Images of the disabled, disabling images“, NY: Praeger Publishers, s. 65-78
- McRuer, Robert (2006) „Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability“, New York: New York University Press
- Mitchell, David; Snyder, Sharon (2001) „Narrative Prosthesis: Disability and the Dependencies of Discourse“, Ann Arbor: University of Michigan Press
- Mürner, Christian (2003) „Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung“, Weinheim: Beltz
- Radtke, Peter (2003) „Zum Bild behinderter Menschen in den Medien“, in: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg) Aus Politik und Zeitgeschichte, B 08/2003, online unter: <http://www.bpb.de/apuz/27790/zum-bild-behinderter-menschen-in-den-medien>
- Renggli, Cornelia (2004) „Behinderung in den Medien. Sichtbar und unsichtbar zugleich“, in Katholischer Mediendienst (Hrsg) Medienheft, 23. November 2004, online unter: http://www.medienheft.ch/kritik/bibliothek/k23_RenggliCornelia.html
- Renggli, Cornelia (2006) „Nur Mitleid oder Bewunderung? Medien und Behinderung“, in Hermes, G. Rohrman, E. (2006) „Nichts über uns ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung“, Neu-Ulm: AG SPAK-Bücher, 97-107
- Sandfort, Lothar (1982) „Medienmanifest“, in: Kagelmann, H.J., Zimmermann R. (1982) (Hrsg.) „Massenmedien und Behinderte“, Weinheim: Beltz, S. 207-213

- Schönwiese, Volker (2007) „Vom transformatorischen Blick zur Selbstdarstellung“, in Flieger, P., Schönwiese, V. (2007) (Hrsg.) „Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. – 21. Jahrhundert“. Neu-Ulm: AG SPAK-Bücher, S. 43-64
- Seeßlen, Georg (2003) „Freaks & Heroes. Wie die Traummaschine Kino Krankheit und Behinderung in unsere Wahrnehmung einschreibt“, in: Heiner, S., Gruber, E. (2003) (Hrsg.) „Bildstörungen. Kranke und Behinderte im Spielfilm“, Frankfurt: Mabuse, S. 31-40
- Shakespeare, Tom (1994) „Cultural Representations of Disabled People: dustbins for disavowal?“, in: Disability & Society, Vol.9, No. 3, 1994, S. 283-299
- Spiegel Online: „Newtown-Berichterstattung: Autisten verurteilen Stigmatisierung“, 18.12.2012, online unter <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/newtown-berichterstattung-autisten-verurteilen-stigmatisierung-a-873364.html>
- Staupe, Gisela; Zirden, Heike (2001) „Vom Recht auf Unvollkommenheit“, in Stiftung Deutsches Hygiene Museum und Aktion Mensch e.V. (Hrsg.) „Der (im)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung“, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 161-168
- Tervooren, Anja (1997) „‘Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage...’ Repräsentationen des Anderen im Spannungsfeld von Pädagogik und Kulturwissenschaft“, Vortrag im Rahmen des Forums „Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“ der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung, organisiert in Koop. mit dem FB Erziehungswissenschaft, Psychologie und Sportwissenschaft an der Freien Universität Berlin, 28. Mai 1997
- Young, Stella (2012) „We’re not here for your inspiration“, in: ABC.net; „Ramp Up. Disability, Discussion, Debate“, 2. 7. 2012, online unter <http://www.abc.net.au/rampup/articles/2012/07/02/3537035.htm>
- Verantwortlich für die Übersetzung der Zitate von Colin Barnes, Rosemarie Garland Thomson, Paul Longmore und Tom Shakespeare ins Deutsche ist die Autorin.